

Zeitschrift: Jährliche Rundschau des Deutschschweizerischen Sprachvereins
Herausgeber: Deutschschweizerischer Sprachverein
Band: 29 (1933)

Artikel: Zur Lage der deutschen Sprache im Inland und im Ausland
Autor: Blocher, Eduard
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-595102>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 11.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Zur Lage der deutschen Sprache im Inland und im Ausland.

(Abgeschlossen im Wintermonat 1933.)

Es gehört zur gegenwärtigen Lage der deutschen Sprache, daß dem Berichtersteller diesmal bedeutend weniger Stoff zur Bearbeitung vorliegt als sonst; das läßt sich zahlenmäßig zeigen: in den letzten Jahren gab es regelmäßig ein Bündel von 100 bis 130 Zeitungsausschnitten durchzusehen, diesmal keine 50. Die Öffentlichkeit hat jetzt andere Sorgen und Gedanken, als die um Volkstumsgüter und Muttersprache; gegenwärtig wird um Staatsformen und staatliche Grundsätze gekämpft, und den Deutschen des Reiches, Oesterreichs, Luxemburgs, Danzigs, weiterhin auch denen des Tschechenstaates und der Schweiz (ich meine nach unserm alten Sprachgebrauch uns Deutschschweizer) ist zur Stunde die Frage, wer im Deutschen Reiche regiere und wie dort regiert werde, viel wichtiger als die vor einigen Jahren im Vordergrund stehende nach dem Schicksal und der Geltung der deutschen Sprache.

Befassen sich, wie schon letztes Jahr bemerkt, unsere Zeitungen von jeher betriüblich wenig mit Angelegenheiten der Muttersprache, so gilt das erst recht von der letzten Zeit.

Wir möchten hier zuerst erwähnen die Verdienste unseres einzigen eigentlichen Witzblattes, des „Rebelspalters“. Er hört nicht auf, Lächerlichkeiten verschrobener Satzbaus, falsche und gedankenlose Uebersetzungen im Lichtspieltheater, unsinnige Fremdwörterei und Kunstwörterei lustig und munter an den Pranger zu stellen, und erweist damit gute Dienste.

Die Fremdwortfrage macht dem einen oder dem andern zu schaffen. Klare Stellung dazu und ernsthafte Behandlung der Sache sind jedoch selten. Es ist anerkennenswert, daß die in Zürich erscheinende „Reformierte Schweizer Zeitung“ sich unter dem Strich der Muttersprache annimmt („Von der Sprache“ durch mehrere Nummern) und dabei kurz und schlicht auch der Sprachreinigung das Wort redet (Nr. vom 22. 9. 1933). Von jeher hat das „Kaufmännische Zentralblatt“ diesen Fragen Aufmerksamkeit gewidmet; so jetzt wieder in seiner Beilage „Kaufmännische Praxis“ (am 13. 10. 1933).

Da wird „Zur Fremdwörterfrage“ der „Diskussionsbeitrag eines Welschen“ abgedruckt, der allerdings einige Schiefheiten enthält, z. B. den alten Witz vom „Gesichtserker“ wieder aufwärmt, als ob jemals ein Sprachreiniger dieses Wort empfohlen hätte, so ein bißchen von oben herab die „Herren vom Sprachverein“ erwähnt, Neubildungen, auch gute, mit allzuwenig Verständnis behandelt, aber immerhin den „Kampf gegen die überflüssigen und häßlichen Fremdwörter entschieden und beharrlich“ geführt wissen will, was schließlich erfreulich ist. Die bei uns weit verbreitete Abneigung gegen deutsche Neubildungen — in irgend einem Maße sind wir Schweizer alle davon angesteckt, und sie bewahrt uns allerdings vor manchen Entgleisungen und vor Mißhandlung des eigenen Sprachgutes — finden wir auch wieder in einem recht bedauerlichen Aufsatz der Basler „Nationalzeitung“ (27. 10. 1933) überschrieben „Toleranz oder Dummheit?“. Zugrunde liegt der Haß gegen alles Deutsche, der die „Nationalzeitung“ seit Jahren beherrscht. Unlaß gibt die vielfach unverständige und von uns Schweizern allerdings abzulehnende Art, wie sich in der letzten Zeit das deutsche Nationalgefühl Luft macht. Und das Ganze ist getragen von einer erstaunlichen Unkenntnis und Verworrenheit aller Begriffe. Von Sprache und Sprachleben, vom Wesen der Mundart und des Hochdeutschen, von schweizerischer und deutscher Art versteht der Verfasser gar nichts. Ueber all das aber orakelt er in hohen Tönen. Er behauptet z. B., der Fernsprecher sei „in den schwärzesten Kriegstagen“ vom deutschen Chauvinismus an die Stelle des Telephons gesetzt worden; er wütet gegen Schaffner und (natürlich!) Bahnsteig und schleudert gegen uns den inhaltsschweren Satz: „Das wunderbarste Zeugnis der Sprachmeisterschaft und schweizerischer Eigenart zugleich sind die Werke unseres Jeremias Gotthelf, der weder Berlin noch den Deutschschweizerischen Sprachverein gefragt hat, bei welchem Namen er die Dinge eigentlich nennen dürfe.“ Doch genug, ich habe schon zuviel Raum an dieses Machwerk verschwendet¹⁾.

¹⁾ Was Gotthelf betrifft, so hat er freilich unsern fast auf den Tag 50 Jahre nach seinem Tod gegründeten Verein nie zu Rate gezogen; Berlin dagegen hat er sehr gefragt, bei welchem Namen er die Dinge nennen dürfe. Denn nachdem er in den ersten Ausgaben seiner Werke als geborener König eigenen Rechtes im Reich der Sprache gewaltet und deswegen überhaupt niemand befragt hatte, ließ er bei Springer in Berlin eine Gesamtausgabe erscheinen, in der er die mundartliche Eigenart aus Rücksicht auf norddeutsche Leser stark abschwächte, so daß man heute noch daran ist, sie wieder herzustellen. Sicherlich zuletzt hätte er die „Nationalzeitung“ um Rat gefragt, denn das ist die Sorte, die ihm am gründlichsten zuwider war.

Es ist indessen wohl verständlich, daß die unwälzenden Vorgänge, die sich seit dem Frühjahr im Deutschen Reich zugetragen haben, auch zu uns herein Wellen geworfen haben und nicht nur die schweizerische Empfindlichkeit, sondern auch das berechnete schweizerische Selbstgefühl gereizt haben. Wir wollen, so könnten wir dazu sagen, die Entgleisungen überspannter Schreiber nicht allzu wichtig nehmen, die uns als Deutschstämmige gern mit in das in Aussicht genommene Großdeutschland hineinnehmen möchten, hat es doch schon früher solche unkluge Verfechter deutscher Art gegeben. Allein darauf würde man uns vermutlich zweierlei entgegnen: erstlich daß jetzt, im Gegensatz zu den Zeiten des Kaiserreichs, die ganze reichsdeutsche Presse von der Regierung abhängig sei, so daß man ihre Äußerungen, selbst wo sie es vielleicht nicht sind, als Regierungsprogramm zu betrachten geneigt ist, und zweitens, daß unser nach Sprache, Volkstum und Volkswillen ganz und bewusst deutscher Nachbarstaat Oesterreich von verantwortlichen deutschen Stellen in einer Weise behandelt werde, die bei andern deutschen Nachbarn des Reiches den Wunsch weckt: hoffentlich wird aus unserer Zugehörigkeit zur deutschen Welt nicht geschlossen, daß man auch uns so behandeln könne. Immerhin, sehen wir davon ab, so bleibt doch eins, was gerade für bewußt deutschstämmige Menschen betrüblich ist: die Tatsachen der Geschichte, die die gemeinsame Abstammung, gemeinsame Sprache, gemeinsame Geisteswelt und Entwicklung, ja auf sehr langem Wegstück sogar gemeinsame Geschichte und Staatlichkeit verkünden, werden zurzeit im Reiche in solch unannehmbarer Vergröberung, ja fanatischer Verzerrung geltend gemacht, daß wir nicht nur als waterländisch gesinnte Schweizer, sondern auch als wahrheitsliebende und gebildete Menschen dagegen Einspruch erheben müssen. Nicht weil wir in einem Teil unseres Landes fremdsprachige Landsleute haben, die wir als vollwertig und ebenbürtig achten und von denen wir uns nicht trennen möchten, da eine lange Geschichte uns mit ihnen verbunden hat, wobei wir der tätige und gebende Teil gewesen sind, nicht deswegen lehnen wir den jetzigen deutschen Nationalismus ab, sondern weil dieser Nationalismus uns zeigt, daß unser Deutschtum geistige und sittliche Güter birgt, zu deren Hut und Schutz wir einer Staatsgrenze bedürfen. Wir verstehen es deshalb sehr gut, wenn der bekannte Konrad Falke zur Feder greift, um in der „N. Z. Z.“ (am 10. 9. 1933) den unanmutigen deutschen Nationalismus im Namen der deutschen Schweizer abzulehnen; wir können

uns auch mehr als einen seiner Aussprüche aneignen und wollen seinem Schweizertum alle Anerkennung zollen. Aber Herr Konrad Falke hat offenbar seit den Kriegsjahren, wo er über Sprache und Volkstum die ungereimtesten Ungereimtheiten schrieb, nichts hinzugelernt. Er „wagt zu hoffen, daß folgende Erklärung aus den Reihen seiner Landsleute keinen ernstlichen Widerspruch erfahre: Sollte jemals irgend einer Macht auf Erden der Anspruch zugebilligt werden, uns Deutschschweizer nur deshalb zum Deutschen Reich zu schlagen, weil wir auch deutsch sprechen, so würden wir lieber diese Sprache (und damit die Sprachgemeinschaft mit dem deutschen Volke) aufgeben. Am Lac Léman oder (!) am Lago di Lugano lebt ebenso gut wie am Zürich- oder Vierwaldstättersee jene Liebe zur Freiheit und jener Geist der Freiheit, in welchem wir den gemeinsamen Urquell unserer vielgestaltigen Kultur erblicken, und neben welchem uns der sprachliche Ausdruck unseres Innenlebens erst im zweiten Range steht.“ (So Herr Konr. Falke.) Die hier aufgeworfene Frage: Sprachgemeinschaft oder Staatsgemeinschaft? hat aber, so aufgeworfen, keinen Sinn. Denn sie kann nicht, wird nie so gestellt werden; wir sind mit der Muttersprache naturhaft verwachsen und könnten sie nicht durch einen einfachen politisch begründeten Entschluß aufgeben. Herr Falke zeigt hier wie früher, daß ihm der Begriff der Muttersprache nicht klar ist, daß ihm die Einzigartigkeit der Muttersprache und das Verhältnis eines Volkes zu seinem Volkstum fremd sind. Es hat in der Geschichte nicht nur Völker gegeben, die dem Zwang zur Entsprechung jahrhundertlang widerstanden haben, sondern auch solche, die aus politischen Gründen ganz gern zu einer andern Sprache übergegangen wären, es aber in Jahrhunderten nicht gekonnt haben, weil die Lebensverhältnisse sich dagegen sperren. Einzelne Bildungsferer, Schriftsteller wie Verhaeren und Maeterlinck, können das, vielleicht brächte es auch ein Konrad Falke fertig, aber ein Volk ist nicht in einer Literatenkneipe zu Hause. Dann aber, Herr Konrad Falke, wenn wir unsre Sprache aufgegeben und an Ihrem lieben Lac Léman heimisch geworden sind oder am Lago di Lugano, die ganze Schweiz einsprachig, entdeutscht, was dann? Sind Sie ganz sicher, daß „jener Geist der Freiheit“, sobald er sich mit dem Rom des Duce oder mit der französischen Präfektenwirtschaft verbrüdert hat, nun für alle Zeiten vor jeglicher Bedrohung und Gleichschaltung gesichert ist? Was lehrt uns denn die Geschichte? Waren denn Herr Rapinat

und seine Mitarbeiter Mangourit, Bacher usw. deutsche Nationalsozialisten? Oder wird Herr Konrad Falke uns damit trösten, im Notfalle, d. h. wenn die Römer etwa frech geworden, würden wir einfach zur deutschen Sprache zurückkehren, so sicher und so rasch, wie wir sie vorher aufgegeben hätten? Doch seien wir gerecht: Falke sagt uns auch: „Wir werden niemals vergessen, daß es auch heute noch nördlich des Rheins Leute gibt, die mit uns und nicht mit den gegenwärtigen Machthabern ihres Landes sympathisieren, und daß das große humanistische Deutschland, das sich mit unvergänglichen Lettern dem Bewußtsein der Menschheit eingegraben hat, zwar verdunkelt und geknebelt, darum aber nicht auch verschwunden ist.“ Wenn er vollends vermutet, daß im Deutschen Reich auch jetzt manche „hinhorchen, ob nicht wenigstens an einem Orte noch, wo die deutsche Zunge klingt, der Geist gegenüber dem Ansturm des Blutes standhält“, so liegt hier ein von uns schon von jeher geltend gemachter Gedanke verborgen, für den wir nur gerade im Lager der Falkeschen Mischkulturbürger nie Verständnis gefunden haben, nämlich dieser: wir deutsche Schweizer bedürfen zwar zur Pflege unserer Art der Landesgrenze, die uns vor jeder Gleichschaltung schützt, aber unsere Aufgabe liegt innerhalb der deutschen Sprachgrenzen, und wir könnten sie nicht mehr erfüllen, wenn wir nicht eben deutsche Schweizer blieben. Es darf noch weiter gegangen werden: eine ganz deutsche Schweiz wäre immer noch die Schweiz, eine nach dem Rat Konrad Falkes aus Gründen des Selbstschutzes ganz französische oder italienische Schweiz wäre nicht mehr lange die Schweiz, denn gerade die Herrn Falke so liebe politische Kultur, die der Schweiz ihr Gepräge und ihren Wert gegeben hat, der Volksstaat, ist ganz und ausschließlich das Werk alemannischen Bürger- und Bauerngeistes und keineswegs, wie die Herren Festredner Hans und Kunz uns immer wieder weismachen wollen, das Ergebnis von Zusammenarbeit und Durchdringung dreier Stämme.

Bedarf es der Erwähnung, ist es nicht vielmehr selbstverständlich, daß die „Gazette de Lausanne“ an dem Heroldsrufe des grand écrivain Konrad Falke ein unbändiges Entzücken hat und das Anerbieten, allenfalls die deutsche Sprache aufzugeben, durch den Druck freudig hervorhebt? Wie wäre es aber in dem allerdings undenkbaren Fall, daß ein welscher Landsmann „lieber diese Sprache und damit die Sprachgemeinschaft mit dem französischen Volke aufzugeben“ öffentlich als Möglichkeit hinstellen wollte? Fände ein solcher grand écrivain

Aufnahme in den Spalten der lieben Gazette? Wir fragen in aller Unbescheidenheit, wollen aber sonst mit der Lausannerin dies Jahr nicht hart ins Gericht gehen, denn sie hat (am 10. 11. 1932) unter dem Titel *L'universalité de la langue française et le bilinguisme en Suisse* den Aufsatz eines in Zürich wohnenden Welschen Eduard Blaser aufgenommen, der im Anschluß an unser Volksbuch „Sprachlicher Heimatschutz in der deutschen Schweiz“ dem Werk unseres Schriftführers freundlich zustimmt und dem in früheren Zeiten in der Gazette oft genug schlecht gemachten Schweizerischen Sprachverein Daseinsberechtigung zuerkennt. Das sei ihr dankbar bescheinigt.

Der besprochene Aufsatz der „National-Zeitung“ ist nicht das einzige Anzeichen dafür, daß die Vorgänge im Deutschen Reich unsern Landsleuten das Verständnis für unsere Bestrebungen erschweren. Man wirft jetzt jede Bewegung, die in irgend einem Sinne deutsch ist oder irgend eine deutsche Sache fördern will, einfach zusammen mit der politischen Bewegung, die im Reiche als deutsche nationale Erhebung aufgefaßt wird und allerdings den Anspruch erhebt, nicht bloß den deutschen Staat, sondern das gesamte Leben des deutschen Volkes (dieses im weitesten Sinne verstanden) zu durchdringen. So wird denn bei uns gern (z. B. im „Luzerner Tagblatt“ vom 23. 9. 1933) auch die Sprachreinigung als eine nationalsozialistische Angelegenheit hingestellt und dementsprechend behandelt. Das eben genannte Blatt läßt sich aus Berlin schreiben, die Bemühungen des „Deutschen Sprachvereins“ habe man früher „nicht richtig ernst genommen“; Hitler und das „erwachende Deutschland“ habe kommen müssen, um diesen Sprachreformern den Platz an der Sonne zu verschaffen, den sie beanspruchen. In solchen leicht hingeworfenen, von Unwahrheiten strotzenden Sätzen (der Deutsche Sprachverein arbeitet angesehen und erfolgreich wie wenige Bewegungen Deutschlands seit einem halben Jahrhundert, und was Hitler anbetrifft, so ist er ein Gegner der Sprachreinigung) befaßt sich unsere Presse mit den Anliegen unserer Muttersprache.

Am heftigsten aber befehlet uns, — und eben uns, den Sprachverein — ein Mann namens Adolf Frei. Er hat es zuerst getan in der Aprilnummer des „Schweizer-Spiegels“ unter der Aufschrift: „Geistige Unabhängigkeit. Bekümmernisse eines jungen Schweizers.“ Wir begnügen uns damit, diese Auslassung zu erwähnen, denn die Zeitschrift hat uns die Aufnahme eines Gegenartikels zugesagt, und

zudem hat Herr Adolf Frei sein ganz grobes Geschütz nicht hier losgeschossen, sondern erst in einem Heftchen der Ortsgruppe Zürich der „Neuen Schweiz“, eines „Bundes für geistige, wirtschaftliche und politische Erneuerung“, unter der Ueberschrift: Die völkische Bewegung, eine nationale Gefahr. Das Heft ist abgeschlossen am 10. August dieses Jahres, umfaßt 27 Seiten und widmet davon 8 Seiten der Sprachreinigung und unserm Verein, den er nennt, wie er sich auch genötigt fühlt, den Obmann persönlich bei den Ohren zu nehmen. So heftig, so vaterländisch sind wir seit dem Jahr 1915, wo Herr Emil Steiner gegen uns vorging, nicht mehr angepackt worden. Damals hatten wir es mit einem unaufrichtigen Gegner zu tun; dem Herrn Adolf Frei möchten wir bis auf weiteres nicht bestreiten, daß er aufrichtig ist. Er scheint mehr aus Unwissenheit zu handeln und aus Mangel an Weitblick und Einsicht. Ihm gilt, was ich vorhin über einen Mitarbeiter der „National-Zeitung“ gesagt habe, der möglicherweise auch — Adolf Frei heißt. Sein Gedankengang ist kurz dieser: mit der Hitler-Bewegung ist im Reiche der alte Pangermanismus, das Alldeutschtum ans Staatsruder gekommen, d. h. die Richtung, die in allen Deutschsprechenden Deutsche sieht und sie zu einem großen Reich vereinigen will; darum ist die Stunde für uns Schweizer gefährlich. So weit brauchen wir uns als Sprachverein nicht mit Herrn Frei zu befassen. Aber er geht nun weiter und sucht zu beweisen, daß zur vaterländischen Gefahr auch die der Sprachreinigung gehöre; er behauptet weiter, wir, der Sprachverein suche die sprachliche Eigenart und die Mundart zu beseitigen. Er sucht uns nachzuweisen, daß wir zu denen gehören, die den Begriff deutsch nicht staatlich, sondern sprachlich oder völkisch verstehen, und das soll der Beweis für unsere Gefährlichkeit sein. Herrn Freis Bildung reicht nicht sehr weit: er kennt die Geschichte unseres Landes wenig, er kennt noch weniger die Entwicklung der deutschen Sprachverhältnisse, der Mundart und der Schriftsprache, den herkömmlichen Gebrauch des Wortes deutsch, die Vorkriegsliteratur über die Begriffe Nation und Volk. Er weiß offenbar nichts davon, daß ein Karl Spitteler „jedes französische Wort unbarmherzig aus unserer Sprache ausgerottet“ wissen will, und daß der Glarner Gilg Tschudi schon im 16. Jahrhundert gegen die Fremdwörterei geschrieben hat. Am Ende ist solche Unwissenheit keine Schande; aber das durften wir verlangen, daß einer, der uns öffentlich 8 Seiten lang angreift, unsere Tätigkeit und Veröffentlichungen gewissenhaft geprüft hätte

und nicht mißdeutete, sonst könnten wir trotz dem vorhin Gesagten dennoch in Versuchung kommen, an seiner Aufrichtigkeit zu zweifeln. Sollen wir auch noch fragen, was denn Herr Frei von solchen Schweizern denken würde, die ihre Mundart ganz abgelegt hätten, in Rede und Schrift die Schriftsprache gebrauchen, dabei die strenge Bildungsforderung an sich stellen, nur das als rechten und würdigen Sprachgebrauch zu pflegen, was die im Ausland ohne jede schweizerische Beteiligung amtende Sprachakademie gelten läßt, und Provinzialismen gänzlich zu meiden? Solche Schweizer gibt es in allen Schulen, Kantustuben, Kirchen mehrerer großer Kantone. Man nennt sie welsche oder romanische oder französische Schweizer. Nach Adolf Frei sind sie unwürdig des Schweizernamens, denn sie wollen keine sprachliche Eigenart. Und was würde Herr Adolf Frei von Schweizern denken, die die Worte Hôtel, Garage und Chauffeur nicht nur als Fremdwörter meiden wollen, sondern durch Gesetz verbieten, sie öffentlich anzuschreiben, es wäre denn an zweiter Stelle, als Uebersetzung, unter die der Landessprache angehörenden entsprechenden Wörter und in nicht größern Buchstaben als diese? Solch ein Sprachreinigungsgesetz gibt es, — Hôtel, Garage und Chauffeur stehen drin — und veröffentlicht ist es im Amtsblatt des Kantons Tessin. Nach Herrn Frei sind das die bedenklichsten Schweizer, die es geben kann. Etwas Erfreuliches steckt für uns aber doch in dem Schriftchen: Der offenbar noch junge Mann tut uns die Ehre an, uns furchtbar ernst zu nehmen; er hält uns sogar für gefährlich, weil er Erfolge unserer Arbeit zu sehen glaubt (leider sieht er mehr als wir!). Er behauptet sogar, daß „man offizielle Bezeichnungen in unsern Bahnhöfen, Postbureauq und anderwärts, die nun einmal nicht mit dem ausländischen Sprachgebrauch übereinstimmen, unter dem Druck des deutschen Sprachvereins¹⁾ kurzerhand durch die offiziellen Aufschriften der Deutschen Reichsbahn usw. ersetzte“, ein Schauspiel, dem „wir bis heute mit Wut und Scham tatenlos zusehen müssen“. Huhu!

Wir fahren fort in unserer Berichterstattung. Die „Neue Zürcher Z.“ (10. 3. 1933) berichtet über einen von der Gesellschaft für deutsche Sprache veranstalteten Verhandlungsabend, an dem Fragen des Deutschunterrichtes besprochen wurden, und schließt den Bericht mit dem Satz: „Die Pflege unserer Muttersprache ist in jeder Be-

¹⁾ Von A. frei gesperrt! Unser Verein wird eine „filiale“ des „mächtigen“ deutschen Sprachvereins genannt!

ziehung eine Sache, die alle angeht.“ Im Zürcher Kantonsrat ist („N. Z. Z.“ vom 24. 1. 1933) der Unterrichtsdirektor, Regierungsrat Wettstein, auf das Anliegen des Deutschunterrichtes zu sprechen gekommen. „Es gibt Dinge“, so führte er aus, „wo die Schule noch mehr leisten könnte: in der Befähigung der Schüler zum schriftlichen und mündlichen Ausdruck. Bei uns fehlt leider die nötige Ehrfurcht vor der Sprache.“ Es tut wohl und weckt gute Hoffnungen, wenn man hört, daß bei der obersten Leitung des Schulwesens eine so hohe Auffassung von der Aufgabe der Schule und zugleich eine so verständnisvolle Beurteilung des Volksgutes Muttersprache herrscht. Jawohl, Ehrfurcht verdient diese, und leider ist es wahr, daß es an dieser Ehrfurcht vielerorts fehlt. Im Anschluß daran tritt auch die „Neue Aargauer Zeitung“ (18. 3. 1933) warm für bessere Pflege der Muttersprache ein; dabei sagt sie etwas, was zwar selbstverständlich ist, aber doch schon von gebildeten Leuten in Abrede gestellt wurde und vom Schweizer nicht gern gesagt wird, daß nämlich „die hochdeutsche Sprache als Schul- und Bildungssprache auch unsere Muttersprache ist.“

Das bringt uns auf die Angelegenheit Hochdeutsch und Mundart. Die bereits erwähnte „Ref. Schweizer Zeitung“ hat darüber beachtenswerte Rede und Gegenrede gepflogen (Nr. vom 21. 7. und vom 20. 10. 1933). Ein Pfarrer N. Z. läßt sich zuerst vernehmen über „Verwendung der Mundart in der kirchlichen Verkündigung“. Er redet der Mundart das Wort, erkennt aber verständigerweise die Grenzen an, die ihrer Verwendung gesetzt sind; seine Hauptabsicht ist, zur Pflege echter Mundartrede aufzufordern und auf die Schwierigkeiten, die ihr im Wege liegen, aufmerksam zu machen. Wir sehen diese Schwierigkeiten, denen wir in unsern „Mitteilungen“ gerade auch im Hinblick auf pfarrherrliche Tätigkeit bereits mehrfach unsere Aufmerksamkeit gewidmet haben, für so groß an, daß wir daraus den Schluß ziehen: Ihr mit eurer angeblichen Mundart seid die gefährlichsten Verderber der Mundart; deshalb redet, wo ihr Einstudiertes vortragt, aber auch überall, wo ihr euch in höheren Geistesgebieten bewegt, ein einfaches, wahres und verständliches Hochdeutsch, d. h. redet eure Muttersprache in der für diese Lebensgebiete ausgebildeten Gestalt. Der zweite Einsender in der „Ref. Schweiz. Zeitung“, Rektor Th. Bernet, überschreibt: „Schweizerdeutsch, Ihr Herren Pfarrer!“ Er fordert zur sorgfältigen Pflege der mundartlichen Rede auf, er erzählt in fesselnder Art, wie

er im Unterricht an der Handelsschule in Zürich Mundartpflege getrieben habe, und empfiehlt die Herstellung eines brauchbaren Lehrbuches des Schweizerdeutschen, nachdem ein auf seine Anregung zustande gekommener erster Versuch (Stucki, Schweizerdeutsch, bei Drell Füßli in Zürich) zu wenig volkstümlich ausgefallen sei. Warten wir ab, ob das ersehnte Lehrmittel erscheinen und sich als brauchbar erweisen wird. Bis dahin wird mindestens für alles, was irgendwie feierlich gottesdienstlich sein will, gelten: Hochdeutsch, Ihr Herren Pfarrer! Denn Herr Bernet muß bekennen, daß er „eine öffentliche Rede nicht bis zu Ende in völlig reinem Schweizerdeutsch fertig bringe“, obgleich seine Eltern aus altschweizerischen Familien stammen und er selbst 60 Jahre seines Lebens in der Schweiz verlebt habe. Das heißt doch wohl, daß zum mindesten überall da, wo Forderungen strenger Form, Schönheit und Feierlichkeit an den Vortrag gestellt werden, die mundartliche Gestalt unserer Muttersprache unanwendbar ist.

Aus dem deutschen Nachbarreich kommen zwei Nachrichten, die hier kurz erwähnt sein wollen. Nach der (in der „N. Z. Z.“ vom 25. 10. 1933 angeführten) „Schweizerischen Lehrer-Zeitung“ beabsichtigt man im Reiche eine Vereinfachung der Rechtschreibung, die schon im Frühjahr 1934 vorliegen solle. Mit Recht fordern unsere Blätter, daß hier „nicht ohne Fühlung mit den Sprachgebieten außerhalb des Reiches beschlossen“ werde. Das ist eine Sache, bei der neben vaterländischem Eifer auch die Besonnenheit und die Sachkenntnis zum Worte kommen müssen, wenn nicht heillose Verwirrung und bedenkliche Verwüstung das Ergebnis sein sollen. Dieselben sorgenden Gedanken erfüllen uns bei den immer wiederkehrenden Anregungen zur baldigen Schaffung eines „Reichsamtes für deutsche Sprache“. Den Feinden deutscher Art wird nichts willkommener sein, als wenn durch amtliche Festlegung eines außerhalb des Reiches vielleicht befremdenden oder unangebrachten Sprachgebrauchs der Graben vertieft wird, der die deutschen Stämme trennt.

Noch ein Blick auf und über die Sprachgrenzen im Vaterlande. Die Bewohner des vielgenannten einzigen deutschen Tessiner Dorfes im Maiental haben den kleinen Erfolg erreicht, daß ihnen nun als amtlicher Name ihrer Gemeinde von der Regierung statt des bisherigen Bosco-Vallemaggia der doppelsprachige Bosco-Gurin zugebilligt wird (Bundesblatt vom 9. 8. 1933). Der Name Gurin ist ebenso romanischer Herkunft (Quarino, Corino) wie die Bezeichnung Bosco; aber es hat sich im Lauf der Geschichte gefügt,

daß die deutschen Talbewohner Gurin vorzogen und als deutsch empfanden, die italienischen aber bei Bosco blieben. (Näheres in der Basler „National-Zeitung“ vom 12. 6. 1933.) Die Angelegenheit ist an sich nicht von großer Wichtigkeit, scheint aber zu beweisen, daß die Guriner für ihre Eigenart bei der Kantonsregierung nicht ganz auf jedes Verständnis verzichten müssen. Das ist andern Leuten nicht recht, und zwar Leuten, die in Betracht kommen.

Das vom italienischen Unterstaatssekretär des Unterrichtes, Arrigo Solmi, geleitete „Archivio Storico della Svizzera Italiana“ befaßt sich nämlich in der letzten Ausgabe mit tessinischen Angelegenheiten in zwei Notizen. Die eine betrifft eben die Abänderung des Ortsnamens Bosco in Bosco-Gurin; sie gipfelt in der schnippischen Bemerkung, die Guriner Walsen beanspruchten gewissermaßen im italienischen Kanton Tessin eine eingeborene deutsche Minderheit zu sein. Die andere Bemerkung trägt die Überschrift: „Verteidigung der italienischen Sprache“ und bemängelt den Vorschlag des tessinischen Großrates Zeli, der unter Hinweis auf die engen Beziehungen der Tessiner zu den Deutschsprachigen eine entsprechende Berücksichtigung des Deutschunterrichts in den höheren Schulen des Kantons befürwortet hat. Als ob an den höhern Schulen in Italien nicht auch die deutsche Sprache gelehrt würde! Aber gelt, wenn das im Kanton Tessin geschieht, ist es etwas anderes und dient einer vom italienischen Unterstaatssekretär für Unterricht geleiteten Zeitschrift als Anlaß, an die angebliche Notwendigkeit der „Verteidigung der italienischen Sprache“ zu erinnern, d. h. wieder sich in innere schweizerische Angelegenheiten einzumischen.

Nicht desselben Wohlwollens der Regierung wie die Guriner erfreuen sich bekanntlich die deutschschweizerischen Einwanderer im Kanton Tessin. Das Amtsblatt (Foglio ufficiale, Bellinzona, 1. 8. 1933) bringt — wohl als Bundesfeiergabe für die deutschsprechenden Eidgenossen — die Verordnung zur Einführung des Firmentafelgesetzes vom Jahr 1931. Darnach „darf niemand Inschriften von bleibender Art, sei es auch nur für einen Teil eines Jahres öffentlich aushängen ohne vorherige behördliche Bewilligung“ (Art. 1). „Ausgenommen sind davon (laut Art. 4) die italienisch abgefaßten Inschriften.“ Die nicht italienischen Inschriften sind nur als beigefügte Übersetzungen zugelassen und dürfen in der Schriftgröße die italienische Inschrift nicht überragen usw.; alles nach dem in unserm letztjährigen Ueberblick ausführlich besprochenen Gesetze. Zu bemer-

fen ist, daß „Wörter wie Hôtel, Kursaal, Garage, Chauffeur etc.“ ebenfalls nur „als Uebersetzung der italienischen Wörter Albergo, Casino, Autorimessa, Autista“ zulässig sind, und dasselbe gilt für „Firmen-titel (esercizi pubblici), Namen von Gasthöfen und öffentlichen Veranstaltungen wie A la ville de Lugano, Vogue, Au Châlet d'or, Au départ, Hôtel International etc., selbst wenn sie im Handelsregister eingetragen sind.“ Also frische, fröhliche Sprachreinigung und Straßenreinigung! Wie schön, wenn wir in Zürich so was verlangen dürften: nur noch an zweiter Stelle und in ja nicht allzugroßen Buchstaben: Grands Magasins Jelmoli S.A., A la Ville de Paris, Baur au Lac, Baur en Ville et Savoy Hôtel, Hôtel Central, Bellevue, Belvoir, Chocolat Maestrani, Chocolat Séchaud, Chocolat Suchard, Chocolat Cailler, Syndicat belge du Charbon, Swiss African Trading Company, Calzolaio, Cucina Popolare, Salon de coiffure, Coiffeur, Coiffeuse, Ondulation, Shampooing, Manicure, Pédicure, Cinéma Palace, Cinéma Capitol, Cinéma Scala, Cinéma Moderne, Grand Café Sihlporte, Fournisseur de S. M. le roi d'Italie, Café Vaudois, Café Romand, Taverne alsacienne, Bodega española, Tea Room; Tea Room, Tea Room, Tea Room, The Old Timer's Inn zur Kanne, A la ville de la Havana (so!), London House, City Hotel, Ice Cream, American Drinks¹⁾, Concours hippique, Suisse-Italie, Boucherie, Charcuterie, Bijouterie, Horlogerie, Fourrures, Matinée, Soirée, Au Printemps (wer zählt die Völker, nennt die Namen?). Unsere Zeitungen würden verständnisvoll zustimmen, wie sie bei der Beratung des tessinischen Gesetzes es getan haben, denn sie sind für „Schutz des sprachlichen Landschaftsbildes“. Und das Gewerbe der Dekorationsmaler würde in der ganzen deutschen Schweiz keine Arbeitslosen mehr zu zählen haben.

Vom Ausland liegen uns wenige wirklich zuverlässige Nachrichten vor. Ueber das Elsaß hören wir heute²⁾ aus berufenem Munde. Nur damit das auf keinen Fall unerwähnt bleibe, was uns hier vielleicht wichtiger ist als dem verehrten Redner aus Straßburg: die Beschlagnahme des bekannten Liederbuches von Heim! Der Zürcher Sängervater staatsgefährlich für die gallische (und gallige) Republik! Was in Südtirol vorgeht, ist für uns schwer festzustellen. Hintereinander kamen vorigen Spätherbst und Winter die

¹⁾ Anmerkung des Schriftleiters: Irgendwo im Zürcher Seefeldviertel steht an einem Wirtshausfenster angeschrieben: „American Drinks, Guggeli . . .“ —

²⁾ An der Jahresversammlung mit dem Vortrag von Dr. Roos.

Nachrichten von der Verwelschung des Religionsunterrichtes und Gottesdienstes, von der Ueberschwemmung des Landes mit welschen Priestern, dann vom Wiederverschwinden dieser selben Priester, einer bloß schlauern und vorsichtigeren Art, denselben Zweck sicher zu erreichen.

Schlimm steht es in Böhmen. Deutsche Parteien haben vor etlichen Jahren ihre Mitarbeit am Staatsleben zugesagt und sich in der Regierung vertreten lassen in der Hoffnung, damit für ihre Volksgenossen bessere Tage heraufzuführen. Jetzt ist es wieder anders; wenn nicht alles trügt, holen die Tschechen zu vernichtenden Schlägen aus. Das sudetendeutsche Volk wird als staatsfeindlich betrachtet. Wirkliche oder vorgebliche Beziehungen von böhmischen Deutschen zu der politischen Bewegung im Deutschen Reich gaben den Vorwand zu Gewaltmaßnahmen. Sprachliche und innerstaatliche Forderungen werden wie Landesverrat angesehen. Den Minderheitenschutz in Genf, der ja auch nie wirklich in Tätigkeit gewesen ist, scheut kein europäischer Staatsmann mehr. Hier bereiten sich schlimme Dinge vor.

Aus Belgien ist die Nachricht gekommen, daß bei den Wahlen die flämische Kampfpartei gegen früher bemerkenswerte Verluste erlitten habe. Man erklärt das damit, daß nun eben das Hauptziel: Gleichberechtigung der Sprachen und amtsprachliche Scheidung des Landes in 2 Gebiete, erreicht sei, so daß die Losungsworte der Flamen nicht mehr recht ziehen. Mag sein, doch geht der Kampf weiter, zunächst nicht mehr um Gesetze, sondern um deren Anwendung; vor allem steht jetzt das sprachliche Schicksal Brüssels in Frage, das bekanntlich eine Art halbwelscher Insel in flämischem Gebiet darstellt, so geworden durch Einwanderung von Wallonen, doch noch viel mehr durch den gesellschaftlichen Druck, der seit Jahrhunderten die obern oder nach oben strebenden Bestandteile der Bevölkerung zum Französischen hin gezogen hat. Jetzt sollen endlich die flämischen Kinder Brüssels flämisch geschult werden, und der Kampf hat eingesetzt, der Kampf, der die flämischen Eltern bestimmen soll, ihre flämischen Kinder als das einzuschreiben, was sie sind, oder — wie die Gegner wollen — als das, was sie nicht sind, womit man sie wie die Geschlechter früherer Zeiten und bis zur Gegenwart, der Verwelschungspolitik überantworten möchte.

Zum Schluß könnten wir, wie andere Jahre, wieder ein kleines Sträußchen winden aus Erfolgsblümchen, wie dann und wann die

Zeitungen des Deutschen Reiches sie bieten: in Japan wird neben Englisch brav Deutsch gelernt, in China sogar durch den Rundfunk; in Portugal soll das Deutsche an höhern Schulen Pflichtfach werden, und deutsch spricht mit österreichischen Ferienkindern der italienische Ministerpräsident, Benito Mussolini, wie sein Hausnachbar, der Papst, mit schweizerischen Pilgern. Das vom Papst weiß ich jetzt durch einen, der dabei gewesen ist und mir erzählt, 20 Minuten lang habe der hl. Vater zu ihnen gesprochen, ihnen versichert, daß er für sie bete, und ihnen Grüße an die Verwandten in der Schweiz mitgegeben. „Mer händ müesse briegge“, fügte der wackere Mann hinzu. — Es ist auch sonst noch vieles in der Welt zum Weinen, aber nicht zum Weinen aus Freude.

Eduard Blocher.
